



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rom und Berlin.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lichkeit und nur ein Drittel der Macht hat, das ist die Bedingung für eine zweckmäßige Benutzung einer solchen Festungsgruppe.

Der Heß, der nicht der Heß sein kann, wird am Ende nothgedrungen der Joly-Giulay.

Man bedenke wohl, daß es einer großen Armee viel leichter ist, eine andere ebenso große zu isoliren, als einer kleinen eine andere kleine; — und wenn nun obenein die große Angriffsarmee die Insurrection des ganzen Umlandes der Festungsgruppe für sich hat.

Eine französische Armee von 150,000 M. zwischen Etsch und Brenta, gestützt auf den Po, mit dem freien Rückzug südwärts durch Modena und die Romagna, mit ihr in einiger Verbindung am Po oberhalb Ferrara im Besitz von Borgoforte, Governolo und Ostiglia 80,000 Piemontesen und Lombarden; in den Bergen nördlich Verona zwischen Gardasee und Brenta 10,000 Italiener unter Garibaldi, welche über den ganzen Landsturm der Gegend gebieten und die Verbindung der Festungsgruppe mit Tirol verlegen, wie die Franzosen die Verbindung durch Friaul; außerdem französische Flottillen an der Adria, welche 60,000 M. an deren Küsten beschäftigen und festhalten; — da braucht es etwas, um aus der Festungsgruppe an Etsch und Mincio Nutzen zu ziehen, wenn man selbst mit 200,000 M. darin steht. R.

## Rom und Berlin.

Torso und Korso. Aus dem alten und neuen Rom von Hermann Lessing. Berlin, Springer.\*)

In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden, sagte der Philosoph auf dem preussischen Thron, während die Päpste die Vernichtung der Keßer verlangen. Und doch hatte der große Friedrich, der gewiß nicht Romantiker genannt werden kann, eine schwärmerische Sehnsucht und rief aus: „Ich gäbe gern eine meiner Rippen darum, wenn ich nur einmal auf der Via Appia reiten könnte.“ Den Deutschen lag wie in ihren Kaisern immer der Römerzug am Herzen und noch jetzt machen Deutsche, und nament-

\*) Wir theilen als Probe aus diesem geistreichen und liebenswürdigen Büchlein das vorstehende Fragment mit.

lich aus den nördlichen Theilen, ein Hauptcontingent der römischen Fremden aus. „Prussiano“ ist ein in Rom beliebter Name und das Fest der deutschen Künstler heißt der deutsche Carneval, das einzige Volksfest in Rom, das von Fremden veranstaltet wird. Man huldigt überhaupt nirgend so sehr dem Keger wie in Rom; die Macht des Katholicismus erscheint an seiner Quelle nur klein, der Strom wächst erst, je weiter er sich ausbreitet: mit der Entfernung der Leiber nimmt die Andacht der Seelen zu, während an der Tiber, wo man die Maschinerie in der Nähe sieht, die Illusionen so leicht schwinden. Marforio, eine komische Figur aus dem Volke, ein College von Müller und Schulze, sagt zu seinem Freunde Pasquino: „Ich gehe nach der Sixtinischen Kapelle, um die Musik zu hören.“ „Du gehst vergebens“, warnt Pasquino, „die Schweizer und die päpstlichen Cavaliere werden dich stoßen und dich nicht hineinflassen.“ „O fürchte nichts, mein Freund, ich bin gestern ein Keger geworden.“ Und Thakeray ruft in seinen „Newcomes“ triumphirend aus: „Die alte Stadt der Cäsaren, die prächtige Residenz der Päpste ist mit allem ihrem Glanz und Ceremonien für das Vergnügen der Engländer eingerichtet. Wir gehen so unbefangen zum Hochamt nach St. Peter, wie wir das Feuerwerk in Vaughall besuchen.“ Rom ist die toleranteste Stadt gegen fremde Gäste, und der Fremde kann hier ebenso nach seiner Façon selig werden, wie einst der Preuße.

Wo ist aber sonst eine Aehnlichkeit außer der beliebigen Vorbereitung zur Seligkeit? Das classische Land der Schulen und Kasernen und das Land der geistlichen Exercitien sind nicht diametral entgegengesetzt? Die Stadt des Wissens und die Stadt des Glaubens, die Stadt der Intelligenz und die Stadt der Autorität, die Stadt des dolce far niente und der Bettler, die Stadt der Industrie und des Schwindels, sind sie nicht so verschieden, wie der dunkelblaue durchsichtige Himmel, in dem Rom sich spiegelt, und die graue Sackleinwand, die über unsere Fluren ausgespannt ist? Und doch ist Berlin regelmäßig schön gebaut, nach den Regeln der Symmetrie, hat schnurgerade Straßen wie ein Grenadierregiment, so daß kein Haus einen Zoll hervorragen darf, während Rom an vielen Stellen einem elenden Landstädtchen gleicht, dessen enge Gassen aus den dürftigsten Hütten bestehen, die oft wie ein Schwalbennest an alten Ruinen nur angeklebt ist. Dazu der Mangel an Reinlichkeit, der an jeder Ecke aufgehäufte Unrath, die Leibwäsche, welche an den Fenstern getrocknet wird, ist das nicht die höchste Anarchie für einen polizeilich gut geschulten Berliner?

Man denke sich einen Franciscaner, der in seiner braunen Kutte mit tellerförmig geschornem Haupte, nicht nur vom Hemdtragen, sondern selbst vom Hemde emancipirt, Sandalen an den Füßen, auf der berliner Promenade unter den Linden spazieren geht. Wie wenig paßt er zu den aufgeputzten

Häusern, Menschen und Läden, während er in Rom zu den Ruinen zu gehören scheint und wie eine malerische Staffage ihren Reiz erhöht. Ein Kleinstädter kann aus Paris, London, Wien nach seiner Heimath als Gast zurückkehren, er kann die Sitten und Moden dieser Ton angebenden Städte copiren wollen, und in seiner äußern Erscheinung sie treu wiedergeben, an Rom's Größe scheitert aber sein Nachahmungstalent. Hier ist noch so viel Ursprünglichkeit vorhanden, daß wir einen großen Theil unserer anezogenen Formen über Bord werfen müssen, wenn wir den Römer copiren wollen. Erscheint der Römer auch kriechend dem Fremden gegenüber, so ist dies doch nicht seine wahre Gesinnung, er betrachtet den Fremden nur wie eine Citrone, die er auspreßt und unbeachtet liegen läßt, wenn er seinen Durst gestillt. Jene Lakaiendemuth, welche vor der Aristokratie der Geburt oder des Geldes sich unwillkürlich beugt, liegt durchaus nicht in seiner Natur, noch wird sie ihm angelernt; zwischen Herrn und Diener ist das Verhältniß ein ganz humanes, und selbst in den Gesichtszügen ist den niedern Classen der Stempel der Unterwürfigkeit nicht aufgedrückt. Rom hat wol eine unterste Classe, aber keinen Pöbel. Was wir patriarchalische Gefühle nennen, Liebe und Treue, die durch Geschlechter sich fortpflanzt und die gewöhnlich der alte greise Diener auf dem Theater repräsentirt, der dem Hause noch mehr anhängt als der Person, davon weiß der Römer nichts. Für ihn ist das schützende Haus keine Nothwendigkeit, er ist nicht obdachlos, selbst wenn er kein Obdach hat und der glückliche Himmelsstrich schenkt ihm so vieles, um was der Nordländer erst dienen und kämpfen muß. Der Römer ist der letzte Repräsentant des Diogenes, des Weisen in der Tonne, und dieser Menschenkenner würde trotz der mangelhaften Beleuchtung der ewigen Stadt an der Tiber mehr Menschen finden, als an der Spree, wo nur der gefüllten Tonne die allgemeine Verehrung gezollt wird. Ja, man kann, ohne paradox zu sein, behaupten, daß man sich in London, wo die Geister aufeinanderplagen, nicht so frei fühlt als in Rom, wo sie geknechtet sind. Das Jagen nach dem Erwerb, der Luxus, die fieberhafte Concurrenz, die Unglücksarbeit, diese Errungenschaften der Cultur, die den Menschen den Genuß so schwer erkaufen lassen, sind dem einfachen Römer noch unbekannt, er zieht es vor, lieber in der Gegenwart als in der Zukunft zu genießen, und das Sparen ist ihm in der Seele zuwider.

Nichts Gemachtes, nichts Gefünsteltes, einfach und natürlich ist das Wesen des Römers, auch bei den Frauen keine Spur von Brüderie, falscher Empfindsamkeit und Geziertheit. Wie muß da der ewig negirende Berliner zurückstehen! In Berlin gibt erst der Titel und das Amt dem Menschen ein Relief, der Staat drückt ihm einen Stempel auf, während in Rom selbst der höchste Würdenträger keine Amtsmiene zeigt und häufig ganz harmlos nur

beim Vornamen titulirt wird. Man denke sich einen Geheimen Rath, welcher Signore Augusto, Herr August oder Herr Wilhelm genannt wird. Diese gesellschaftliche Gleichheit geht sogar so weit, daß selbst der Verbrecher kaum eine Stufe niedriger sinkt und keine ständische Gliederung hervorruft. Die Wache unterhält sich ganz harmlos mit dem Galeerenflaven, der ihrer Dohut anvertraut ist, und der Soldat wartet geduldig und ehrerbietig vor dem Laden, in dem der zur Arbeit geführte Sträfling sich Schnupftabak kauft.

Der freiwillige Gehorsam, der sich selbst eine Schranke auferlegt, um einem gemeinsamen höheren Zweck zu dienen, die Ehrfurcht, der ritterliche Sinn, der aus sittlicher Pflicht in strenger Unterordnung seinen Beruf sieht, das war dem alten Römer so wenig heizubringen wie es gegenwärtig dem neuen ist. Die Päpste nannten Deutschland „terra obedientiae“, Deutschland, das die große Bresche der Reformation in die starren Formen des Katholicismus geschossen, und stellten den Italienern niemals ein so befriedigendes Zeugniß einer guten Gesinnung aus. Auch die Völker des Alterthums gehorchten nur gezwungen, sie kannten nur Freiheit oder Sklaverei, Herr oder Diener, wie selbst Aristoteles die Knechtschaft als die Grundlage der Freiheit für nothwendig hält; jene Freiheit, welche nur innerhalb eines genau bestimmten Kreises sich entfalten will, und in der Begrenzung sich bescheidet, die stolz auf das eigne Recht das Recht anderer achtet, sie fand in der romanischen Race keinen fruchtbaren Boden.

Eine Schwärmerei für mittelalterliche, feudale Institutionen, für das Hell Dunkel der Romantik ist dem Italiener, der in der Natur nicht einmal das Zwielficht der Dämmerung erblickt, kaum mit Worten deutlich zu machen. Er liebt so sehr das volle, frische Leben, daß, wenn das Christenthum die Religion des Opfers und der Demuth ist, sein Christenthum auf schwachen Füßen steht. In Rom, am Sitze des Stellvertreters Christi, wie selten ist da ein Christusbild zu finden! Wo man nur hinblickt in jedes offenstehende Haus, in jedem Laden, in der unscheinbarsten Kapelle immer nur die Madonna mit dem Kinde: nirgend der Märtyrer Christus, der an dem Kreuze blutet. Für die Leiden Christi hat der Römer keinen empfänglichen Sinn, der poetische Madonnencultus, die himmlische Liebe der Jungfrau, das fesselt das Feuer seiner Sinne und erfüllt seine Phantasie mit den schönsten Bildern. Es sind so viele Madonnenbilder fast in allen Straßen, daß sie früher, bevor die Franzosen die Gasbeleuchtung einführten, da sie des Abends erhellet werden, fast die einzige Illumination der ewigen Stadt waren; man konnte damals mit vollem Rechte behaupten, daß nur von der Madonna das Licht ausging, das über Rom strahlte. — Oft dient selbst das Conterfei der Himmelskönigin, das an einer Häuserecke prangt, zugleich als Warnungstafel, und das, worauf in anderen Städten die Polizei achtet, ist hier der Mutter Gottes empfohlen.

Ein gewissenhafter Eigenthümer, der sein Haus conserviren und vor Verunreinigung bewahren will, hängt ein Madonnenbild über der Eingangsthür oder an einem scharf hervorspringenden Eckpfeiler auf, und schreibt mit großen Buchstaben die schützenden Worte: *rispetto alla Madonna!* darunter. Reinlichkeit kommt nächst Gottesfurcht, sagen auch die Engländer. Wozu sonst keine Gewalt der Erde den Römer zwingen kann, sich irgendwie in seinen Verhältnissen einen Zwang anzuthun, das vermag noch die unsichtbare Gewalt des Himmels. Vor den sichtbaren Dienern der Kirche ist wenig *rispetto* vorhanden, die unsichtbaren Heiligen aber und das ganze Heer der Schutzpatrone stehen noch immer in sehr hoher Achtung. Der Barbier stellt sein Geschäftslocal unter den Schutz des heiligen Ludwig und sein Schild ist mit den Lilien im blau und weißen Viereck geschmückt. Barbieri und Coiffeure haben immer eine besondere Zuneigung zu Frankreich, während im alten Rom die Barbieri größtentheils aus Sicilien stammten und, wie Plinius berichtet, Scipio Africanus der erste Römer war, der sich täglich rasiren ließ. — Der Lohndiener übertheuert die Fremden, betet aber vorher zum heiligen Alexis, und der Restaurateur setzt uns einen geheimnißvollen Braten vor, wenn nur der heilige Joseph, der Patron der Küche, nichts dagegen hat. Nirgend werden die Thiere so gemißhandelt wie in Rom, und die Pferde unbarmherzig geschunden. Ein italienisches Sprichwort sagt: „Rom ist das Paradies für die Priester und die Hölle für die Pferde“, und doch wird der heilige Antonius, der Schutzpatron der Pferde, Esel und Rinder, am 17. Januar im festlichen Aufzug verehrt und die unglücklichen Thiere werden von einem Kirchendiener ebenso stark mit Weihwasser besprengt wie ihre Tyrannen, die Kutscher. Der Italiener führt immer eine doppelte italienische Buchhaltung, er begeht eine Sünde und belastet seinen Heiligen dafür, und das unglückliche Zugvieh, das den Segen empfangen hat, erhält weit mehr Schläge als die vierbeinigen nicht eingesegneten Kezer in andern Ländern.

Diese ideale Schutzmacht, dieses Protectorat der Heiligen, dem das römische Volk mit Freuden anhängt, da jeder Heilige einen Festtag hat, schadet dem Ansehen der irdischen Obrigkeit. Wenn auch der heilige Trofimius, der *protettore per la podagra*, den wir schon neulich erwähnten, nicht die am Zipperlein Leidenden zum offenen Kampfe gegen die Obrigkeit anstacheln wird, so verleihen doch die Schutzpatrone den Gesunden eine gewisse Stärke und Kraft, durch die so mancher sich für schußfest hält und dem Arme der Gesetzte troßt. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß dieser Arm höchst schwächlich ist und keine Muskeln aufzuweisen hat, aber er wird hier noch mehr gelähmt, da er gegen zwei Feinde, gegen den Missethäter und seinen Schutzpatron, zu kämpfen hat. Wie wundert sich hier der Berliner, welcher den Gensdarm in der Brust trägt, wenn er eine Scene mit ansieht, wie wir sie erlebten. In

der Via Montanara, wo der Gemüßemarkt abgehalten wird, nicht weit vom Tempel der Vesta, hatte sich ein Streit entsponnen zwischen einem Bauer und einem Gensdarmen; ein Volkshaufen sammelt sich, der Wortwechsel wird immer heftiger, endlich, nachdem die Kehlen ermüdet sind, gehen die Streitenden nach verschiedenen Richtungen auseinander. Der Bauer scheint aber kein Freund des Friedens zu sein. Er küßt den heiligen Isidorus, den Beschützer des Ackerbaues, dessen Amulet er am Halse trägt, nimmt plötzlich einen Stein und wirft seinen Gegner damit. Der Gensdarm, dem das Wurfgeschöß vom classischen Boden den Arm gestreift, läuft nicht seinem Gegner, sondern dem Steine nach, aber was thut er mit dem corpus delicti? Er wirft denselben Stein nach dem Bauer, der im Laufen sich vorsichtig bückt, als ob er schon diese Strafe erwartet hätte! Der verwegene Landmann verlacht noch die ungeschickte Obrigkeit, die sich jetzt nach der Niederlage ruhig aus dem Staube macht.

Der Römer versteht es nicht, mit einem künstlichen Nimbus sich zu umgeben. Er ist zu sehr Naturkind, um dauernd eine Rolle zu spielen und sein Gesicht in bestimmte ehrerbietige Falten zu legen. Selbst die Priester machen hier keine fromme Miene oder tragen ihre geistliche Würde zur Schau. Sie sind keine Frömmeler, sie zeigen offen die Schwächen aller anderen Menschenkinder, verkehren in den Kaffeehäusern, rauchen, spielen, reiten spazieren und sind gegen Damen die aufmerksamsten Cavaliere. In einem Staate, wo der Kriegsminister zugleich Geistlicher und Prälat ist, muß da nicht diese und jene Welt in der liebenswürdigsten Weise sich vermischen? Die transcendente Welt wirft hier keine schwarzen Schatten in das Diesseits und der Faßbinder gebraucht die Cypressenzweige, die Sinnbilder der Wehmuth, zu einfachen Sonnenreifen. Die geistige Gesundheit und Frische ist ein Erbtheil der Römer, und die frommen Werke, die den Katholiken selig machen, erregen nicht so viele Skrupel, wie der fromme Glaube. Gespenster, Kobolde und böse Geister, wie sie in den Sagen des Nordens so häufig erscheinen, sind hier unbekannt und den Teufel kann sich jeder austreiben lassen.